

Bernd Siggelkow

Seid
barmherzig,
wie auch euer Vater
barmherzig ist

Das Buch zur
Jahreslosung 2021

SCM

R. Brockhaus

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM R.Brockhaus ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2020 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Str. 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-brockhaus.de
E-Mail: info@scm-brockhaus.de

Soweit nicht anders angegeben,
sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:

Lutherbibel, revidiert 2017,

© 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Weiter wurde verwendet:

Hoffnung für alle, ® Copyright © 1983, 1996, 2002,

2015 by Biblica, Inc.®. Verwendet mit freundlicher Genehmigung
des Herausgebers Fontis - Brunnen Basel (Hfa).

Umschlaggestaltung: Miriam Gamper-Brühl,

Agentur 3Kreativ, Essen

Titelbild: Shutterstock/Magnia

Autorenfoto: © unbekannt

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-417-26954-3

Bestell-Nr. 226.954

Inhalt

Zum Beginn – Ganz persönlich	7
1 Barmherzigkeit ist mehr	17
2 Barmherzigkeit oder Mitleid?	29
3 Was für ein Vater	43
4 Es geht nicht um Kleingeld	57
5 Kann Gott an seinen Menschen verzweifeln?	69
6 Barmherzigkeit und Nächstenliebe	79
7 Barmherzigkeit und Sozialarbeit	93
8 Barmherzigkeit und Ehrenamt	105
9 Eine Krise hat uns fest im Griff	115
Zum Abschluss –	
Mehr als nur ein Wort	131
Anmerkungen	135

Zum Beginn – Ganz persönlich

Als meine Sekretärin die Post ins Büro brachte, war ich nicht wirklich überrascht, dass es sich nur um zwei Briefe handelte. Schließlich wird immer alles bereits vorsortiert und gleich an die entsprechenden Mitarbeiter weitergeleitet. Das hat natürlich viele Vorteile, besonders für mich, denn dadurch kann ich mich auf das Wesentliche konzentrieren und meine Zeit effektiv einteilen.

Doch auf diesen beiden Briefen stand »persönlich« und somit war klar, dass nur ich die Kuverts öffnen durfte.

In einem Umschlag fand ich den handgeschriebenen Brief einer Spenderin. Sie drückte ihren Dank unseren Mitarbeitern gegenüber aus, die sich jeden Tag um Hunderte Kinder kümmern, die nicht auf der Sonnenseite der Welt geboren worden waren. Sie schrieb ein wenig aus ihrem bewegten Leben, wie sie nach dem 2. Weltkrieg miterlebte,

wie Deutschland wieder aufgebaut wurde und viele Kinder Kartoffeln direkt vom Acker sammelten, um satt zu werden. Sie beschrieb eine Form der Armut, die vielen von uns fremd ist. Wir haben entweder diese Zeit niemals kennengelernt oder wurden in eine bessere Lebenssituation hineingeboren.

Die ältere Dame berichtete, wie ihre Mutter versuchte, die Familie in diesen harten Zeiten durchzubringen, und blickte trotz allem voller Dankbarkeit auf ihre eigene Kindheit zurück. Trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer eigenen leidvollen Erfahrungen hatte sie viel Verständnis für die vielen alleinerziehenden Mütter, die heute häufig die Hilfe unserer Arche suchen, damit ihre Kinder eine bessere Zukunft haben können. Diese Tatsache erfreute die Dame so sehr, dass sie dies neben ihrer monatlichen Spende auch einmal zu Papier bringen wollte, um meine Mitarbeiter und mich zu ermutigen.

Der zweite Brief war viel förmlicher. Der Absender war ein Notar aus Norddeutschland, den ich nicht zuordnen konnte. Ein Testament? Für die Arche?

Nein, es handelte sich um eine private Übermittlung. Bereits einige Tage zuvor hatte mich eine

mir unbekannte Frau angerufen und mir mitgeteilt, dass mein Vater gestorben sei. Er lebte mit seiner dritten Frau in Schleswig Holstein und ich hatte ihn seit über 30 Jahren nicht mehr gesehen. Ich kannte weder seine jetzige Frau noch ihre Kinder, die sie wohl mit in die Ehe gebracht hatte. Es war tatsächlich die Tochter dieser dritten Ehefrau, die mich über das Ableben meines leiblichen Vaters informierte. Alles war so fremd, so hart und so endgültig und schon nach diesem Anruf beschäftigten mich meine Kindheit, meine Eltern und die damit verbundenen Herausforderungen erneut.

Ich war etwa sechs Jahre alt, als meine Mutter die Familie verließ und meinen Bruder und mich bei meinem Vater und meiner Großmutter zurückließ. Meine Eltern verstanden sich nicht und ihre Ehe war schon von vornherein zum Scheitern verurteilt, doch so etwas weiß man als Kind nicht. Mich traf der Weggang meiner Mutter wie ein Messerstich ins Herz. Von dieser Stunde an erlebte ich nur noch Existenzkampf und Kälte. Meine Oma wurde krank. Trotz der Prognosen der Ärzte lebte sie viel länger als erwartet, aber sie wurde sichtbar vom Krebs zer-

fressen und mein Bruder und ich sahen, wie sie von Monat zu Monat schwächer wurde.

Mein Vater hingegen rannte von einer Schuldenfalle in die nächste. So gut es ging, versuchte er zu arbeiten, um wenigstens einen Teil der Schulden abzahlen zu können. Der Gerichtsvollzieher gehörte beinahe zur Familie. Sein Kommen war jedes Mal wie der Besuch eines Verwandten. Meine Großmutter unterstützte ihren Sohn so gut wie möglich mit ihrer winzigen Witwenrente. Wir bekamen unseren Vater nur sehr selten zu Gesicht, da er häufig erst von der Arbeit kam, wenn wir schon im Bett waren. Er rauchte viel und lehnte auch Alkohol nicht ab, denn seine Sorgen waren sicher nicht die kleinsten.

Am Wochenende machte er in der Regel sein eigenes Ding. Wir waren meist nicht Teil davon. Er war kein Beziehungsmensch, zumindest nicht in unserer Familie. Er war streng, Lob kannte er nicht und vor allem hatte man in seiner Anwesenheit immer das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben. Ich kann mich nicht an warmherzige Worte erinnern, geschweige denn daran, jemals auf dem Schoß meines Vaters oder meiner Mutter gesessen

zu haben. Schlechte Noten mit nach Hause zu bringen war eine Zumutung, dies duldet er überhaupt nicht. Zeit, um mit uns Hausaufgaben zu machen, sie zu kontrollieren oder gar mit uns zu lernen, nahm er sich aber nicht. Glücklicherweise musste ich fast nie für etwas üben, alles fiel mir irgendwie zu und somit war ich ein recht guter Schüler. Klar, ich war faul, schließlich fehlte mir jegliche Motivation, aber auf meine schulischen Leistungen wirkte sich das nicht aus.



Wäre mir nicht vor vielen Jahren dieser barmherzige Gott mit seiner Liebe begegnet, wo wäre ich heute? Seine väterliche, mitfühlende und glühende Art hätte mich nie erreicht.



Je älter ich wurde, umso deutlicher merkte ich, dass mein Vater kein Teil von uns war. Seine vielen

Hobbys, die er anfing und genauso schnell wieder beendete, hatten nie etwas mit uns zu tun. Auf die Frage nach Taschengeld sagte mein Vater nur: »Geh arbeiten!« Und so klaute ich meine Süßigkeiten im Lebensmittelgeschäft. Im Alter von 16 Jahren wurde ich von einem Jugendpastor gefragt, ob ich wüsste, dass es jemanden gibt, der mich liebt. Diese Frage bewirkte etwas, das mein ganzes Leben und meine Haltung über Nacht veränderte.

Zum ersten Mal beschäftigte ich mich bewusst mit dieser Liebe, die in meiner Kindheit keinen Platz gefunden hatte. Natürlich sprach der Pastor von Gottes Liebe, die ich bis dahin auch nicht kannte, doch plötzlich wusste ich, woraus meine Einsamkeit und meine Probleme resultierten.

Gibt es diesen Gott, der mich liebt, obwohl ich mich von meiner Familie abgelehnt fühle? Gibt es diese liebende Kraft, die imstande ist, mir das zu geben, was mir bis dahin verwehrt wurde? Ich hatte nichts zu verlieren und entschied mich, Christ zu werden, was auch immer das bedeutete. Und ich wollte etwas für Kinder tun, damit sie nicht so aufwachsen mussten wie ich. Zwei Entscheidungen, die

viele Dinge in mir und vielleicht auch durch mich veränderten.

Auch in dieser Zeit erlebte ich meinen Vater wie einen Fremden. Er war zwar das einzige bisschen Familie, was ich besaß, aber er zeigte keinerlei Interesse. Auch die vielen Jahre danach suchte er niemals den Kontakt oder schickte ein Lebenszeichen von sich.

Immer wieder versuchte ich ihn einzuladen, mit ihm zu telefonieren, E-Mails zu schreiben, doch von seiner Seite aus kam nie etwas zurück. Über all die Jahre habe ich mir immer wieder die gleiche Frage gestellt: Hat dein Vater dich jemals geliebt? Doch die Antwort blieb aus, genau wie eine Erwiderung auf meine jährlichen Mails zu seinem Geburtstag.



Nun lag es vor mir, das Schreiben des Notars, das mir den Tod meines Vaters mitteilte. Obwohl ich nichts zu erwarten hatte, auch nicht mit einem Testament rechnete, war alles in mir angespannt.

Irgendwo in diesem förmlichen Brief wollte ich einen Satz finden, der ein Stück Vaterliebe für seine Kinder erkennen ließ. So las ich seinen Inhalt mit zitternden Händen und Schweiß auf der Stirn. Doch viel zu lesen gab es nicht. Neben all den Aktenzeichen, Nummern und Daten enthielt das Schreiben nur wenige Zeilen: die Information zum Todestag meines Vaters und einen Satz, der meinen Bruder und mich betraf. Sein letzter Wille, der ihm allerdings offensichtlich nicht erfüllt wurde.

Vor seinem Tod hatte er den Notar aufgesucht, um testamentarisch festzuhalten, dass seine Kinder nicht über sein Ableben informiert werden sollten.

Aus meinen Augen flossen Tränen. Meine Vermutung, die ich schon einige Jahrzehnte mit mir herumgeschleppt hatte, wurde schlagartig bestätigt. Mein Vater hat uns nie geliebt. Auch wenn man immer versuchen soll, das Gute in einem Menschen zu sehen, war diese Nachricht für mich der zweite Stich ins Herz. Natürlich waren die Umstände der Ehe meiner Eltern schlimm und ich habe Verständnis für die damalige Trennung der beiden. Doch mit dieser persönlichen Verletzung umzugehen, fiel

mir unheimlich schwer. Der eigene Vater hatte wohl keinen Platz im Herzen für seine Kinder. Dies war einer der schrecklichsten Tage in meinem Leben.

Wäre mir nicht vor vielen Jahren dieser barmherzige Gott mit seiner Liebe begegnet, wo wäre ich heute? Seine väterliche, mitfühlende und glühende Art hätte mich nie erreicht. Der Funke der Leidenschaft für andere Menschen, den er in meinem Leben entfacht hat, wäre dahinvegetiert.

Ich sitze hier vor leeren Seiten, die ich füllen soll mit Worten und Gedanken über den Text: »Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist.« Ich bin so froh, dass ich etwas zu diesem Thema sagen kann, weil mir diese Barmherzigkeit begegnet ist.

Bernd Siggelkow

im Mai 2020

1

Barmherzigkeit
ist mehr



Es war ein anstrengender Tag. Am Morgen früh raus, mit dem ersten Flieger von Berlin nach Köln zu einer Aufzeichnung beim Sender RTL. Lange Vorgespräche, Maske, Aufzeichnung der Sendung, dann ins Taxi und zurück zum Flughafen, mit dem letzten Flugzeug des Tages zurück nach Berlin.

Verständlicherweise war ich müde und einfach kaputt – und so betrat ich auch das Terminal. Mein Büro hatte die Platzreservierung viel zu spät gebucht und so gab es auf dem überfüllten Rückflug nur noch einen Mittelplatz in der letzten Reihe.

Beim Einstieg gab es kaum ein Vorankommen. Jeder versuchte, sein angebliches Handgepäck in den oberen Ablagen zu verstauen, aber das war sehr schwierig. Schließlich gibt es unterschiedliche Vorstellungen von Handgepäck. So quälte ich mich in die letzte Reihe und drückte mich wie eine Ölsardine in meinen Sitz. Die Armlehnen waren schon besetzt, der linke und auch der rechte Sitznachbar machten es sich bequem. Sie breiteten ihre Zeitungen aus und platzierten sich so, als säßen sie zu Hause in ihrem Fernsehsessel.

Dieses Spiel kannte ich bereits von unzähligen anderen Flügen. Aus diesem Grund versuche ich immer einen Gangplatz zu bekommen, doch heute hatte ich das Gefühl, die ganze Welt hätte sich gegen mich verschworen. Ich schaute mich um, alle Plätze waren belegt. So ging auch die Hoffnung verloren, vielleicht spontan einen freien Platz besetzen zu können. Nur der Sitz direkt vor mir war noch frei, aber auch ein Mittelplatz – uninteressant.

Als ich so in Gedanken versunken vor mich hin grummelte, sah ich im Mittelgang des Flugzeuges einen Mann, der mindestens zwei Meter groß war und geschätzte drei Zentner wog. Er steuerte zielstrebig auf die Reihe vor mir zu. Unvorstellbar, wie dieser Mensch in den mittleren Sitz kommen sollte, wenn ich mit meinen 1,85 m und 85 kg schon das Gefühl hatte, in einer Sardinenbüchse zu sitzen. Doch irgendwie zwängte er sich in den Stuhl. So hatte ich nicht nur einen undankbaren Mittelplatz, sondern auch noch eine »Wand« vor mir. Der Tag war gelaufen, meine Laune im Keller. Lesen konnte ich nicht, schließlich gab es gar keine Möglichkeit, die Arme auszubreiten. Kopfhörer hatte ich zu

Hause vergessen und die Augen bekomme ich im Flugzeug sowieso nicht zu. Es gab nur einen Trost. Letzte Reihe heißt, mir wird als Erstem ein Getränk angeboten und ich würde schnell an meinen Kaffee kommen.



Barmherzigkeit ist für mich mehr,
als verzweifelt zu helfen. Barm-
herzigkeit heißt, mit den Augen
Gottes zu sehen.



So war es dann auch. Nachdem die Flughöhe erreicht war und das Signal ertönte, das den Service der freundlichen Flugbegleiter ankündigte, bekam ich mein ersehntes Heißgetränk, auch wenn es schwierig war, den Becher an den Mund zu führen.

Auch der recht kompakte Herr aus der Reihe vor mir bestellte einen Kaffee, was ich natürlich sofort mitbekam, schließlich hatte ich jetzt reichlich Zeit zum Beobachten.

Wie wird er wohl seinen Kaffeebecher halten können? Wie kommt er mit den Armlehnen klar? Wie sehr bedrängt er seine Nachbarn, auch wenn er das eigentlich gar nicht möchte? All diese Gedanken schossen mir durch den Kopf und lenkten mich zumindest zeitweise von meinem Frust und meinem stressigen Tag ab. Es war ruhig im Flieger. Jeder war mit seiner Zeitung, seinem Buch, seiner Musik, seinem Schlaf oder mit seinem Getränk beschäftigt. Plötzlich aber ein kurzer, lauter Aufschrei.

Der Kaffeebecher meines Vordermanns war auf das Bein seines linken Nachbarn gekippt, verursacht durch den Platzmangel und die eingezwängte Haltung. Der heiße Kaffee auf dem Bein des jungen Mannes ließ ihn heftig »Au« schreien. Schnell löste er seinen Gurt, sprang auf den Gang und versuchte, mit einer winzigen Serviette den Schmerz und den Fleck auf der Hose zu beseitigen.

In so einem Flugzeug hat das Personal seine Augen scheinbar überall. Der Service der meisten Fluglinien ist einfach hervorragend und die Bordcrew sehr aufmerksam. So auch diese Stewardess, die in unmittelbarer Nähe unserer Sitze stand. Sie

stürmte in Windeseile herbei, bepackt mit einem Schwung Servietten, und trocknete flink den Boden, den Sitz und die Hose des betroffenen Passagiers, der noch immer mit hochrotem Kopf auf dem Gang stand.

Um mich herum schauten allen dem Geschehen zu und wunderten sich wahrscheinlich, wie auch ich, warum von dem Herrn, dem Verursacher dieses Missgeschicks, keine Reaktion kam.

Die Mitarbeiterin der Fluggesellschaft widmete sich wieder anderen Aufgaben und der Passagier auf dem Gang musterte erwartungsvoll den kräftigen Mann auf dem Sitz vor mir: »Haben Sie nicht etwas zu sagen?«, fragte er, immer noch mit errötetem Gesicht, mit Blick auf den Übeltäter. Der dreht sich nur kurz zum Gang und erwiderte: »Nein, was denn?« Spannung lag in der Luft. Eine Situation zum Fremdschämen. Vielleicht sollte ich doch besser woanders hinschauen. »Na, Entschuldigung – zum Beispiel«, tönte es verärgert vom Gang. »Und wofür?«, kam es knallhart zurück.

Die Halsschlagader des Mannes auf dem Gang schwoll förmlich an. Ich merkte, wie er versuchte,

sich zurückzuhalten. Entweder weint er gleich oder er beginnt lautstark zu schreien, dachte ich bei mir. »Sie haben mir den Kaffee über das Bein gegossen!«, schoss es aus ihm heraus.

Der Herr vor mir blieb die ganze Zeit monoton, fast starr und vor allem kalt. Seine Körperhaltung und seine Worte waren abweisend. Das allein konnte jemanden schon zur Weißglut bringen, doch seine Antwort setzte allem die Krone auf: »... und was kann ich dafür?«

Den meisten Passagieren blieb wahrscheinlich der letzte Schluck des Getränks im Hals stecken, denn das war wohl ziemlich das Letzte, was man erwartet hatte. Der Mann am Gang setzte sich kopfschüttelnd zurück auf seinen Platz und niemand wagte, auch nur einen Ton zu sagen.

In diesem Moment war ich auch sprachlos, dachte aber anschließend über diese Situation viel nach.

So oft begegnen uns Menschen, die wir als kalt empfinden, an denen Dinge oder Situationen völlig abzurallen und sie nicht zu berühren scheinen. »Ist doch mir egal« – eine Aussage, die ich von den meisten Teenagern in der Arche höre.



Anteilnahme, Betroffenheit, Empathie und Mitgefühl sind offenbar in der Gefühlswelt mancher Menschen nicht vorhanden – wie ausgestorben. Für sie heißt es: An erster Stelle komme ich und danach folge immer noch ich. Ich, ich, ich – etwas anderes gibt es nicht. Mit diesem Motto lebt es sich scheinbar am besten. Einstellungen und Weisheiten wie »Jeder ist seines Glückes Schmied«, »Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott« oder »Der ist doch selbst schuld« machen das Zusammenleben in unserer Gesellschaft nicht leicht.

Und dann lesen wir, dass Jesus Christus spricht: »Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!« (Lukas 6,36).

Ja, das ist eine Aussage, zu der wir Christen gern Ja und Amen sagen, aber für mich ist es eine echte Herausforderung. Gerade in einer Gesellschaft, in der bei vielen Menschen der pure Egoismus dominiert, wenig Verständnis für andere da ist und Hilfe oft nur aus Mitleid betrieben wird, sind Barmherzigkeit und Nächstenliebe vergessene Werte.

Es ist ja nicht so, dass ich automatisch barmherzig bin, nur weil ich Christ bin. Auch in vielen Gemeinden geht es oft nur um den Existenzkampf und nicht um den Nächsten. Wobei da die alte Frage wieder neu aufkommen sollte: »Wer ist eigentlich mein Nächster?«

Abgesehen davon würden die meisten Menschen um mich herum niemals von sich aus in die Kirche gehen, geschweige denn kennen sie einen Christen. Sie haben oft eigene Sorgen und Probleme, bei denen unsere Barmherzigkeit ins Schwanken gerät. Die Investition in diese Menschen wird zu einer Lebensaufgabe.

»Wer Gott liebt, wird auch seine Brüder und Schwestern lieben, und schließlich werden alle Menschen diese Liebe zu spüren bekommen« (2. Petrus 1,7; Hfa).

Somit kann ich nicht wegschauen, wenn jemand in Not ist, denn auch Gott würde niemals wegsehen. So oft sagen wir, dass wir Gott lieben, aber die Menschen um uns herum scheinen uns egal. Oft lese ich, wie Christen über Fehlentscheidungen von

Politikern oder anderen Menschen herziehen, statt selbst zu handeln. Klar, es ist immer einfach, gegen etwas oder jemanden zu sein, aber Gott reicht uns auch die Hand.

Wir sollen nicht nur reden, sondern vor allem handeln. Schließlich gibt auch Gott den Menschen nicht nur kluge Ratschläge – im Gegenteil: Er lässt seine Liebe und Vergebung ganz praktisch werden.



Lassen wir uns von der Liebe Gottes inspirieren, dann werden aus Worten Taten. Lieben wir ihn, dann können wir nicht mehr achtlos an unseren Mitmenschen vorbeigehen.



Vertrauen wir Gott, wird kein Weg zu anstrengend und keine Hürde zu hoch sein. Natürlich ist es immer leichter, Liebe mit den Lippen zu bekennen.

Aber was andere von uns sehen, ist nicht das, was aus unserem Mund kommt, sondern vielmehr die Dinge, die wir ganz praktisch bewirken.

Barmherzigkeit ist für mich mehr, als verzweifelt zu helfen. Barmherzigkeit heißt, mit den Augen Gottes zu sehen.